

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

61 (5.8.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 5. August 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeser.

N^{ro}. 61.

Unerfütterlich.

Erzählung eines Oberamtmanns.

Der alte Graf, dem ich meine bürgerliche Existenz und alle ihre Annehmlichkeiten zu verdanken hatte, war todt: der Sohn mußte sich entschließen, Paris zu verlassen, um — was man so sagt — die Regierung zu übernehmen. Ich war ihm lieb; er mir noch mehr; nicht nur, weil ich ihn heranwachsen gesehen und mehrere Jahre mit seiner Erziehung mich geplagt hatte; sondern weil er ein frisches, thätiges, gutmüthiges Männchen geworden, und im Bedenken so einnehmend und lebenswürdig war, daß es seinen Leichtsin, seinen Eigenwillen, seine unruhige Hast und alle die Uebel in der Wirkung übertrug, welche mehr Folgen von schwächlicher Reizbarkeit und Berwöhnung in der Jugend, als von Mißwollen oder Schiefheit des Charakters waren. Zwei Jahre in Paris hatten zwar die Schattenpartien etwas vertieft, aber auch den Lichtern neue, vortheilhafte Drücker aufgesetzt; und so, kann ich wohl sagen, entzückte er uns, da er ankam und sich huldigen ließ.

Ja, wenn wir ihn nur auch entzückt hätten! Etwa vier Wochen lang schien das beinahe der Fall, dann aber — und wie konnte das anders seyn? — dann fand er uns etwas langweilig. Aus Langweil wollte er in größter Eile schrecklich viel Gutes thun: Alles sollte reformirt, Alles von den Füßen auf den Kopf gestellt werden. Das ging nun nicht, und wo es ging, da kam eine Karrikatur heraus, die ihn dann selbst anwiderte. So ward aus Langweil Verdruss, und aus Verdruss wäre Geschäftigkeit geworden, hätte nicht der liebe Gott drein gegriffen. Denn, der war's ja doch, der ihn, eben in den trübsten Herbstabenden, bei einem Ausfluge in die Nachbarschaft Comtesse L. finden ließ, und in seinem Herzen eine Reizung entzündete, die eben so hoch über dem stand, was er bisher für Liebe gehalten, als dies liebliche Kind seinen Pariser Damen von der Oper oder dem Ballet.

Nun war's aus mit dem Organisiren und Desorganisiren: wir reorganisirten, und ließen wir dem Dinge den neuen Namen, so hieß es gut, wie es denn auch wirklich gut war.

Der Verbindung der Liebenden stand nichts im Wege, doch wünschte der Brautvater Aufschub, weil er die Tochter selbst vermählen wollte, und die Verhältnisse — bekanntlich stand er als einer der Heerführer der combinirten Armee damals entfernt genug — diese Verhältnisse, sag' ich, ließen nicht zu, daß er eher, als im nächsten Spätherbst, nach beendigtem Feldzuge, zu uns kam. Und war das eben recht: die Braut wirkte sichtbar wohlthätig auf den Bräutigam; und diesem war's auch nicht zuwider, er konnte ab- und aufzulegen, und mußte Zeit haben, der Geliebten einen viel schöneren Aufenthalt zu bereiten, als sie jetzt in den veralteten Zimmern des Schlosses und seinen verwilderten, alsbaldigen Gärten gefunden hätte. An Geld fehlte es nicht — Dank dem Papa! — an Händen und artigen Ideen noch weniger; da ward denn Leben, und Alles rührte sich, wie in einem Felblager.

Jede Mal besuchte uns die Braut mit ihrer Mutter zum ersten Male. Der Verwüstung, in der wir eben staken, ungeachtet, gefiel es ihr ungemein, und wem müßte nicht

die herrliche Lage des Schlosses, wem müßten nicht seine reichen, reizenden Ansichten nach allen Seiten hin gefallen! Sie sollte sich selbst ihre Zimmer wählen, und sie wählte die des rechten Flügels. Besonders war sie entzückt, sich mit ihrem künftigen Gemahl in einem Douboir zu denken, das — wenn es erst geschaffen wäre — diese Zimmer beschloße und in ein Paradies schauen ließ. Unter den Fenstern zog sich da der Garten schmal zusammen, und ließ sich, wie ein Blumenberg auf der Tafel, auspuzen; dann der ruhig gleitende, breite Fluß; nun ein sanft aufsteigender, bis oben angebaute Hügel, hinter diesem ein breiter Streif schwarzer Tannenwald, und nun, fast wie in ungeheuren Terrassen, die weite Gegend, sich immer mehr erhöhend und aufbauend, bis sie durch die hohen, in ihren Physiognomien so mannichfaltigen Gebirge begrenzt und abgeschlossen ward.

Aber, aber — eben jener Hügel, der den schönen Mittelpunkt und die bescheidene Verbindung zwischen Nah und Fern, Amuthig und Groß abgab, eben jener Hügel gehörte einem Meier — wie man diese kleinen Eigenthümer dort nennt — und der war vollkommen zufrieden, daß der Platz an den Selten Korn und Weizen, oben Kraut und Obst, und mitten innen sein geräumiges, aber nichts weniger als geschmackvoll erbautes Haus trug. Noch war die Braut nicht abgereist, so wußte der Bräutigam, was er wollte, aber er sagte es nicht, um späterhin desto effectvoller zu überraschen. Dem Meier sollte die Besitzung abgekauft oder abgetauscht, statt der Felder sollten heitere Anlagen, statt des alten Hauses ein zierlicher Pavillon errichtet werden, alles nach dem Vorbilde der jezigen Lieblingsplätze der Braut, so daß sie bei dem, was sie nun bekam, nicht verlore, was sie verließ; zu alle dem wollte man die Fenster des Douboirs als Augenpunkt nehmen, und entzückte sich im voraus, daß man die Geliebte zum ersten Mal unmitelbar nach der Trauung dahin fahren, unmitelbar nach der Trauung es sie zum ersten Male erblicken lassen wollte.

Alles schön und gut! Ich sollte denn und eiligst mit dem jezigen Besitzer den Handel abschließen. Ich war zu Bedingungen bevollmächtigt, die in der That kaum billiger seyn konnten.

Ich kannte den Mann als verständig, sittig, einen guten Nachbar, guten Hausvater, guten Landwirth. Ich hoffte, mit ihm bald an's Ziel zu kommen.

Mein erster Antrag ging auf Verkauf. Der Mann erklärte ruhig: Ich verkaufe das Erbtheil meiner Väter nicht. Mein Urgroßvater war der Religion wegen vertreter, kam nach vielen Drangsalen mit den Seinigen hierher und empfing von dem damaligen Herrn den wüsten Hügel gegen ein Stüßes, um sich darauf anzubauen. Mit unsäglicher Arbeit machte er einen Theil urbar, eben so mein Großvater einen andern; Beide empfingen ihr Glück als Geschenk ihres Gottes, um den sie gelitten, und hinterließen es eben so meinem Vater. Hier bin ich, hier sind meine Kinder geboren. Die Linden, die Sie so sehen, alle zusammen, sind gepflanzt jede bei der Geburt eines Kindes, und — sie sind fast zu einem Haine geworden. Dort, wo die einzelnen Felsen herausragen, zwischen denen nun meine

Saat grünt, war Alles Sand und Stein, und meine Vorfahren haben das gute Land hinaufgefahren, ihre Kinder es hinaufgetragen. Das Alles sollte ich nun in seemde Hand geben, und sollte das Unterste zu oberst lehren sehen? Ich verginge vor Herzeleid. Nein, hier hat mein Urgroßvater sterbend meinen Großvater, dieser meinen Vater gesegnet, und mein Vater mich; hier will ich, wenn ich sterbe, meine Kinder segnen, und wie ihr Segen in Erfüllung gegangen ist, wird es auch der meinige. Das Gebot des Herrn Grafen ist gut, das gesteh' ich; aber ich kann nicht und darf nicht verkaufen. —

Er blieb unbeweglich, und ich rückte nun mit Vorschlägen zum Tausch hervor. Ich ließ ihn die Vortheile einiger Stücke der herrschaftlichen Besitzungen bemerken, die er erlangen könnte, — wie sie bequemer zu bearbeiten, wie sie auch einträglicher wären; ich machte ihm, diese Vortheile anzunehmen, zur Verpflichtung gegen seine Kinder. Auf jenes pafsten freilich dieselben Gegenvorstellungen, über dieses lächelte er. — Meine Kinder werden mit dem zufrieden seyn, womit ich zufrieden gewesen bin, und was mir diesen Wohnplatz und Alles, was er enthält, lieber macht, als jenen andern, wird ihn ihnen gleichfalls lieber machen. — Meine Warnung, den Herrn Grafen sich nicht zum Feinde zu machen, wendete er mit Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit desselben ab, und bat mich nur, treulich zu hinterbringen, warum er sich seinen Wünschen nicht füge.

Das that ich denn freilich, aber der Herr Graf mußte kein Graf, kein Herr, kein Bewöhnter und kein Verliebter gewesen seyn, wenn er nicht hätte aus der Haut fahren wollen. Als er ausgeht, konnte er die Weigerungsgründe des Mannes zwar nicht ganz verwerfen, doch aus allen mildernden Wendungen klang wieder und immer wieder hervor: Aber ich muß doch einmal den Hügel haben, soll meine Schöpfung ein Ganzes werden! Aber ich will ja mehr für den Plunder geben, als er werth ist! Aber ich bin doch Herr, bin ein gütiger Herr! Aber da soll mir auch keiner meiner Unterschauen in dem Wenigen, was ich verlange, hartnäckig entgegenreten! Aber solche Menschen müssen nur recht bearbeitet werden, Eigennuz leitet sie Alle; und ich will noch mehr zulegen, um dem Mucker den Hals zu fällen!

Ich benutzte die letzte Wendung und schlug vor, der Herr Graf möchte dies Bearbeiten selbst übernehmen; ich hoffte für Beide, und für mich auch, auf gute Folgen.

Ja, das will ich! — rief er — morgen, schon morgen früh will ich's! — Er glaubte, dem Mann erst zu imponiren, dann ihn durch Güte zu zerknirschen, und endlich durch Freigebigkeit zu beglücken.

Der Meier ward entboten; die Unterhandlung dauerte über zwei Stunden. Es ging von der einen Seite erst vornehm, dann hitzig und übereilt, von der andern erst bescheiden, dann ernstlich und gefaßt her. Das Ende war, in der Stimmung, dort herrischer Unwille und Erbitterung, hier Traurigkeit und Besessung im Entschluß; in der Sache selbst blieb es, hier und dort, wie vorher, außer daß dem Meier einige Wochen unverlangte Bedenkzeit aufgedrungen wurden.

Der Herr Graf war nicht der Mann, seine Empfindungen zu verbergen; Jedermann im Schlosse erfuhr den Vorfall, auch der Sekretair, der zugleich das Archiv des Harts unter sich hatte, eine alte, hie term Schreibisch und unter veräucherten Papieren ausgetrocknete Haut. Dieser sah in des Meiers Benehmen nichts als entweder klugen Eigennuz, den Gebleter durch Weigerung nur zu noch größeren Opfern aufzureizen, oder — was er den Geist der Zeit nannte — Dünkel und Uebermuth des Geringers gegen den Höheren, Genuß in Widersetzlichkeit gegen Alles, was von diesem komme. Diese seine Ansichten krante er

des Breiteren vor dem Grafen aus, schmeichelte damit seinen Neigungen, näherte seine Erbitterung, und erreichte so, das um so sicherern Eingang fand, was er innerhalb des Waffenstillstandes ausgekundschaftet hatte.

Und das war die mürbe, angeschmauchte Urkunde über den ersten Ankauf des Hügels von unsers Meiers Urgroßvater. In dieser war es — wie man damals pflegte — weiltäufig in den Formalien, aber nicht eben genau in der Sache genommen: einer Vermessung, ja auch einer von allen Seiten bestimmten Abmarkung schien man den wüsten Flecken nicht für werth geachtet zu haben; überall hieß es nur: „der steinige Sandhügel, bis herab an die Weiden.“ Diese Weiden aber standen, seit vielleicht hundert Jahren, nicht mehr, und kein Mensch wußte, wo sie gestanden hatten. Dagegen waren die Seiten des Hügels seit Menschengebunden zu fast ganz ebenem Lande geworden, und liefen so neben den Saaisuren des Grafen hin. Daß dies durch Auffüllen bewirkt worden sei, war angenommen, war höchst wahrscheinlich, aber doch nicht zu beweisen, denn der Meier besaß über sein Eigenthum kein Papier, als sein Steuerbüchlein, das aber nur bis auf die Uebernahme seines Vaters reichte, und da vor Gericht niemals etwas, den Hügel betreffend, vorgefallen war, als die Lehneinrichtungen, deren eine, in beliebiger Bequemlichkeit, die andere nur wörtlich wiederholte, so konnte der Herr Archivar dies, und noch Einiges, was anzuführen zu weiltäufig wäre, wenigstens zu einem Popanz zusammenflicken, der einen unendlichen Prozeß über Eingriffe der Vorfahren des Meiers in die Besitzungen des Grafen herbeiführen könnte. Der Graf war leicht und schnell überzeugt, es dürfe allenfalls von diesen Feldern vorläufig Besitz genommen werden; damit, meinte er, werde die ganze, wohlzusammenhängende Oekonomie des Mannes verrückt und gestört, dies aber, so wie die Furcht vor dem Prozeß, werde ihn geneigt machen, das Ganze abzugeben — wo ihm dann als besondere Gnade dieselben Bedingungen gegönnet werden sollen, die ihm vor jener archivariischen Entdeckung angeboten worden waren.

Leider mußte ich wieder die Unterhandlungen führen. Ich that alles Mögliche, der Meier blieb unbeweglich; ja, was ihn durch Furcht hatte wankend machen sollen, besessigte ihn nur desto mehr, indem er ihm anmuthete, zuzugeben, daß seine frommen, gewissenhaften Väter falsch und betrügerisch gehandelt hätten. Dies empörte ihn so im Innersten seiner redlichen Seele, daß er erklärte, lieber Alles darauf ankommen und sich mit Weib und Kindern aus seinem Eigenthume werfen zu lassen. (Schluß folgt.)

Ein socialer Vorschlag.

Erschreckt nicht, liebe Leute! 's ist da von keiner Gütertheilung (Communismus), noch von Gesetzlosigkeit (Anarchie) die Rede, sondern von etwas wirklich Ausführbarem. Der Socialismus in seiner praktischen Auffassung ist kein so Un Ding, als man euch glauben machen will, und mancher verständige Ortsvorstand hat schon sociale Einrichtungen gemacht, und weiß nicht einmal, daß er damit der gesellschaftlichen Richtung unserer Zeit vorgearbeitet hat. Ich erinnere euch nur an die Gemeindegeldbüßen, an die Gemeindegeldbüßen und Anderes mehr. Ja, ich will euch sagen, daß das Kasernenleben, das unsere Großen so sehr in Schutz nehmen, eine ganz sociale (gesellschaftliche, gemeinschaftliche) Einrichtung ist. Da wohnen die Soldaten beisammen, essen, schlafen gemeinschaftlich und wird ihre Wäsche gemeinschaftlich besorgt. Nun seht, wenn solche sociale Einrichtungen schon vorhanden und mit Nutzen angewendet werden, so könnt ihr leicht denken, daß noch so manches Andere, das in diesen Bereich gehört, ebenfalls nicht unbedingt verwerflich, ja sogar nothwendig eingeführt werden

muß, wenn des Glends und der Noth unter unserm deutschen Volke weniger werden soll. Und da will ich nun mit einem Vorschlag für das Armenwesen einer Gemeinde her- ausdrücken; vielleicht daß dann der Eine oder der Andere von euch aus dem Schatze seiner eigenen oder fremden Erfahrung etwas mittheilt, was nützlich ist und wohlklinget, und was ich dann wieder in diesem Blatte in weiteren Kreisen bekannt machen will.

Also nehmen wir den Fall, eine Gemeinde hätte für ihre Armen so circa 1500 fl. jährlich aufzuwenden, etwas mehr oder minder macht nichts zur Sache. Diese 1500 fl. sind nun der Zins von 30,000 fl.

Wie nun, wenn diese Gemeinde bei den gegenwärtigen geringen Güterpreisen, wo so viele Auswanderer ihre Güter um einen Spottpreis loszuschlagen müssen,*) herginge und aus dem Gemeindefonds und auf Hypotheken so ungefähr für 30,000 fl. oder auch minder Güter ankäufte oder zu den zu kaufenden ihre Almosen schläge, so wäre das schon ein schönes Gütlein.**) Wenn nun die Gemeinde dieses Gut in kleinere Theile vertheilt und jedem mittellosem, flüchtigen Einwohner um einen geringen Pachtzins über- ließe, auch wohl bei der Verdienstlosigkeit der Bauhand- werker durch diese einige Häuschen erbauen ließe, welche sie dann gleichfalls um geringen Zins den Obdachlosen nebst einem Antheil an obigem Gute überließe; wenn, sage ich, sie solches thäte, glaubt ihr nicht, daß da entsetzlich vielen Uebelständen, die aus der Armut hervorgehen, abgeholfen würde? Einmal wären die Pachtleute gezwungen zu arbei- ten, und würden dadurch dem Laster des Müßiggangs ent- fremdet, sie würden zu einem geregelten Leben angeleitet, die Sparsamkeit der neuen Besitzenden würde das Ihrige thun; der Bettel würde aufhören, und so vieles Andere, das mit dem Bettel verbunden ist. Ihr habt vielleicht schon die Erfahrung gemacht, daß, je mehr Almosen ihr austheilt, um so mehr steigt das Begehren nach Dmselheit, um so mehr drängen sich die Leute in ihrer Schamlosigkeit zu dem wohlfeilen Mittel des Empfangens, und eure 1500 fl. oder mehr oder weniger haben, statt nachhaltig zu nützen, wohl eher das Gegentheil hervorgebracht, ihr behal- tet bei eurer Vertheilung dieses Geldes eure Armen, ver- schämte oder unverschämte; während ihr, wenn ihr auf meinen wohlgemeinten Vorschlag ganz oder zum Theil ein- geht, nachhaltig auf das Wohl eurer Gemeinde einwirken könntet. Darum so prüfet Alles und das Beste behaltet. Das Beste aber ist, was nicht bloß für den Augenblick, sondern für lange Zeit hilft. (Sonne.)

*) Ich will nicht damit sagen, daß eine Gemeinde das Bedürf- niß der Auswanderer mißbrauchen soll.

**) Das durch spätere Ankäufe zu gleichem Zwecke noch ver- mehrt werden könnte.

Die drei Könige.

Was Göthe vor 50 Jahren vor den heiligen drei Kö- nigen dichtete, gilt heute wieder wenigstens stückweise von den deutschen drei Königen. Jedenfalls sind's Verse voll tiefer politischer Weisheit und Wahrheit, wie der zweite für Berlin, Dresden und Hannover lautet:

Die heil'gen drei Könige sind kommen allhier,

Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier;

Und wenn zu dreien der vierte wär,

So wär' ein heil'ger drei König mehr.

Wüßte der vierte und fünfte bald kommen, daß die drei nicht zuletzt mit den Göth'schen sagen müßten:

So sind wir nicht am rechten Ort.

Und zieh' a unsres Weges weiter fort.

Die persönliche Schilderung der drei mag der Leser übrigens in Göthe selber nachschlagen und sehen, welcher

„der weiße, der braune und der schwarze“ sei. Nur Eins noch sei erwähnt von den heiligen drei Königen:

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,

Dem Weibhau sind die Leute hold;

Und haben wir Wein von gutem Gewächs,

So trinken wir drei, so gut als ihrer sechs.

Auch der zweite der drei Könige, der König von Sachsen stammelt sein verlegenes Nachwort zur preußi- schen Verfassung; auch sein Wein war nicht rein und den reinen schenkt er erst jzt in der Leipziger Zig. ein: das Directorium müsse seya in Deutschland, nicht Etnier obenan; dann kommt allerdings die Myrrhe und der Weibhau für die Dreikönigsverfassung, man weiß nicht dem Volk oder der preußischen Regierung zu Gefallen.

Wirkliche Anarchie.

Selockert sind der Ordaung Bande in unserm deut- schen Vaterlande. Gesetze steht man zu Recht bestehn, die vor dem Rechte nicht bestehn. Für Grundrechte gibt es keinen rechten Grund, Grundrechte richtet man zu Grund; man ehrt nur die Rechte, die Grundrechte, die äußerste Rechte, die äußerst Schlechte, die, weil sie Vorrechte sich angeeignet, des Volkes Rechte schände verläugnet. Das niedrige Oberhaus vertagt man, die echten Volksver- treter verjagt man, verjagt sie mit dem Bajonette und treibt sie rastlos von Stätte zu Stätte. Gegen Demokraten hel- fen Soldaten, Aristokraten, Bürokraten, Prälaten, kosa- kische Potentaten, Bomben und Granaten in allen deut- schen Staaten. Demokrat'sche Beamte versetzt man in Ruhe- stand, demokratische Städte in Belagerungszustand, demo- kratischer Schriftsteller edle Verfasser müssen brummen bei Brod und Wasser. Wer 'ne rothe Feder an den Hut gestochen, der kriegt Gefängniß mind'stens sechs Wochen, wer sich mit seinen Freunden versammelt, der wird auf drei Monat fest verrammelt. Die Wackern schmachten in finstern Kerker, es gilt nur die Willkür, das Recht der Stärkern.

Geborgen allein ist, wer mit Weib und

Kind und Regel gebürt zum Treubund!

Doch treibt es nur immer toller und toller und macht das Maas nur immer voller, und kommt uns nur ferner mit solchen Gesetzen, die das Recht im Innersten verletzen, laßt Gewalt und Willkür sich nennen nur Landrecht, und wo sonst das Recht stand, da stellet das Standrecht: Bald wird das volle Rechtsbewußtseyn in jedes deutschen Bür- gers Brust seyn.

Noch ist im Volke mancher Mann da,

Der für das Recht macht Propaganda,

der es dem Volk macht klar und mundrecht: Es gibt ein unantastbar Grundrecht, ein Recht, das stärker als Kanonen, einst den gewaltigen, hohen Thronen genäher- telt mit edlem Grimme, gebleitend mit des Donners Stimme. Dann wehe dem, der blind bethört des Rechtes Forderung überhört. Blutig wird sich der Himmel röthen, sein Zorn wird alle Feinde tödten,

Die Feinde, die des Donners Rollen,

Das Wort des Rechts nicht hören wollen!

Ein Verslein aus alter Zeit.

Ja, heutzutage, heißt das nur Geißt,

Was hinten ausschlägt und vorne heißt;

Sonst nannte man das eine Viehnatur,

Jzt findet man Genie da nur,

Wo Vorseit, mit Krallen, Tazen und Geiß,

Jedwem die Ehre aus dem Leibe riß.

Lied eines pommerischen Gardejunkers.

(Aus voller Gänsebrust zu singen.)

In Berlin, sagt er
 It's gar schön, sagt er
 Wo bei Nacht man, sagt er
 Nicht kann sehn, sagt er
 Wo der Wrangel, sagt er
 Commandirt, sagt er
 Und das Standrecht, sagt er
 Proklamirt, sagt er
 Wo sich Alles, sagt er
 Schöne drückt, sagt er
 Und Constabler stehn,
 Wohin man spuckt, sagt er

Wo die Kammer, sagt er
 Nicht parirt, sagt er
 Und man allergnädigst
 Oktroyirt, sagt er
 Wo bei Kranzlers, sagt er
 Man brüllet, sagt er
 Und zum Abend, sagt er
 Man soupirt, sagt er
 Und die Mädels, sagt er
 Sind gar nett, sagt er
 Wenn man immer, sagt er
 Geld nur hätt', sagt er

Gott verdammt' mich, sagt er
 Gegen Demokraten, sagt er
 Helfen wahrlich, sagt er
 Nur Soldaten, sagt er
 Drum der Wrangel, sagt er
 Der soll leben, sagt er
 Und die Farbe, sagt er
 Die daneben, sagt er
 Zuletzt der Dste, sagt er
 Is ein Fass, sagt er
 Und wenns regnet, sagt er
 Da wird's naß, sagt er.

Miscellen.

× Wenn sich auch die Gerüchte in Betreff der Wiedergewinnung Neuenburgs zur Krone Preußens nicht bestätigen, so wird doch die Stellung, welche diese Großmacht der Schweiz gegenüber einnimmt, immer drohender, und es könnte wohl noch dazu kommen, daß man gegen diese seitherige Freistätte für politische Flüchtlinge, gegen diese Herberge der Gerechtigkeit mit ihren freien Bergen ernstlich einschritte. Man will um jeden Preis jene Vorkämpfer der Bewegung unschädlich machen, und sie so weit als möglich zurück zu drängen suchen. Wenn Prinz Hamlet gesagt hat: „Sanz Dänemark ist ein Gefängniß,“ so werden diese Flüchtlinge bald ausrufen können: „Sanz Europa ist ein Gefängniß.“ Wird man aber durch solche Verfolgungen das gewünschte Ziel erreichen, oder wird man im Gegentheil dadurch die Erbitterung der Parteien nur noch steigern? Einzig und allein durch Verbesserung der politischen und socialen Zustände ist der Unzufriedenheit und Wühlererei entgegen zu arbeiten, nicht durch Verfolgung und Abschreckung. Wie in den Fürstenheeren die im Kampf gefallenen Körper immer wieder durch neue ersetzt werden, so auch unter den Streitern für die Sache des Volkes; man kann nur die Einzelnen, aber nicht die Gesamtheit unterdrücken, und nur da werden Ruhe und Frieden eintreten, wo man die wahren Quellen des Uebels durch Verbesserung und durch zeitgemäße Reformen gründlich zu beseitigen strebt.

× In London macht das neu erfundene elektrische Licht großes Aufsehen. In diesen Tagen wurden wieder Versuche mit demselben angestellt. Das in einem Reflector aufgegangene Licht war so hell wie der Glanz von 850 Kerzen. Jetzt verfertigt der Erfinder Statte einen Apparat zum häuslichen Gebrauche dieses Lichtes, der ein Licht in der Stärke von acht bis zu vierzig Kerzen giebt.

× Die Wahrheit ist: ein Brod, welches starke Zähne fordert; eine Braut, die ein Feder schent; ein Buch in dem Niemand gerne liest; ein Wasser, in dem sich Niemand gerne wäscht; eine Lauge, die schwer verwundet; eine Speise, die Niemand schmecken will.

Haritäten Kästlein.

○ Der wohlfeile Kauf. Ein vornehmer Herr führte einst einen Schneider in einen Kaufmannsladen, daß er ihm Tuch zu einem Anzuge ausuche. Der Schneider wählte das beste Tuch und der Kauf wurde abgeschlossen. Der Schneider, dem indessen der Preis zu hoch schien, raunte solches dem Käufer in's Ohr. „Laßt es gut seyn, Meister,“ war die laise Antwort, „ich bin ja nicht Willens, das Tuch zu bezahlen.“ — „O, u in das ist,“ bat der Schneider, „so belieben Ew. Gnaden auch für mich Tuch zum Kleide auszunehmen.“ (Heute giebt es solcher billigen Käufer sehr viele und in allen Branchen. Wie wäre es denn sonst auch

möglich, daß so ganz alltäglich mehr verzehret werden könnte, als die Einnahme beträgt.)

○ Vorwitz. Zu Andorf trug Jemand etwas unter dem Mantel; einer seiner Bekannten fragte ihn, was er da trage. — „Was ich verborgen haben will,“ war die Antwort.

○ Wenn die Diener reiten und fahren, so ist es ein Zeichen — daß der Prinzipal bald zu Fuß gehen wird.

○ Wenn ein Künstler irgendwo in Deutschland Glück macht, so ist es ein Zeichen, — daß er ein Ausländer ist.

○ Wenn ein hübscher Junggeselle eine Mutter küßt, so ist es ein Zeichen, — daß er bald die Tochter küssen will.

○ Wenn ein Mädchen sehr viele Liebhaber hat, so ist es ein Zeichen, — daß sie keinen Mann bekommen wird.

○ Ein Franzose forderte in einem Gasthause von einem Lohnbedienten einen „Reggenflem“ „Reggenflem?“ das kenne ich nicht! Was ist das? fragte der Lohnbediente. Mein Gott, Sie werden doch wiß, was ein Reggenflem — was man nimmt über den Kopf, um aufzufang der Tropfen von die Regen.“ — „Ach, jetzt verstehe ich, Sie wollen einen Parapläte haben?“ Ja, ja, un parapluie!“ rief der Franzose voll Freuden, endlich verstanden zu seyn. „Ja warum redens denn halt nicht gleich Teutsch!“ brummte der Lohnbediente und ging, um den französischen Reggenflem, auf deutsch Parapläte genannt, zu holen.

○ Nach einer Theatervorstellung wurden dem Humoristen Saphir die Mitglieder der Bühne und unter andern auch der Souffleur, vorgestellt. „Ich freue mich außerordentlich, Sie, Herr Souffleur, persönlich kennen zu lernen,“ bemerkte Saphir; „denn ich habe schon viel von Ihnen gehört.“ Das personalisirte Gedächtniß der Schauspielers war über diese Aeußerung sehr erfreut, schwie jedoch, als Saphir hinzufügte — „und zwar heute Abend, wo Sie sehr laut soufflirt haben.“

○ Wenn ein großer Geist Hungers stirbt, so ist das ein Zeichen, — daß man ihm zu Ehren bald Festessen veranstalten wird.

○ Scherzfrage. Mit welchem Ball hat noch kein Knabe Fangball gespielt? Antwort. Mit dem Erbball.

Altdeutsches Räthsel.

(Von Scharf. 1660.)

Ich will nur oben aus, und weiß doch nicht wohin,
 Bin rauch und ungestaltet, und schone nicht leicht einen,
 Ich komm', wohin ich will, da fängt man an zu weinen.
 Ich habe Dir's gesagt, nun rathe, wer ich bin.

Auflösung des Räthsels in No. 60:

Die Augen.